



Vogel, Dita ; Leiprecht, Rudolf

Transkulturalität und Transnationalität als Herausforderung für die Gestaltung Sozialer Arbeit und sozialer Dienste vor Ort

Book, Book chapter as: published version (Version of Record)

DOI of this document* (secondary publication): <https://doi.org/10.26092/elib/3599>

Publication date of this document: 20/01/2025

* for better findability or for reliable citation

Recommended Citation (primary publication/Version of Record) incl. DOI:

Vogel, Dita / Leiprecht, Rudolf. 2008. Transkulturalität und Transnationalität als Herausforderung für die Gestaltung Sozialer Arbeit und sozialer Dienste vor Ort, in: Hans Günther Homfeldt, Wolfgang Schröer und Cornelia Schweppe (Hg.) Soziale Arbeit und Transnationalität. Herausforderungen eines spannungsreichen Bezugs. Weinheim und München: Juventa, S. 25-44.

Please note that the version of this document may differ from the final published version (Version of Record/primary publication) in terms of copy-editing, pagination, publication date and DOI. Please cite the version that you actually used. Before citing, you are also advised to check the publisher's website for any subsequent corrections or retractions (see also <https://retractionwatch.com/>).

This document is made available with all rights reserved.

Take down policy

If you believe that this document or any material on this site infringes copyright, please contact publizieren@suub.uni-bremen.de with full details and we will remove access to the material.

Transkulturalität und Transnationalität als Herausforderung für die Gestaltung Sozialer Arbeit und sozialer Dienste vor Ort

1. Einleitung

In den Fachdiskursen zu interkultureller oder migrationsbezogener Sozialer Arbeit¹ finden sich in den letzten Jahren immer häufiger Begriffe, die die lateinische Vorsilbe ‚Trans‘ (mit den Bedeutungen jenseits, hindurch, darüber hinaus) benutzen: Mit *Transmigration*, *Transnationalität* und *Transkulturalität* wird versucht, einerseits sinnvolle Begriffe zur Beschreibung und Analyse aktueller Entwicklungen zu finden und andererseits auf die Unangemessenheit tradierter Begriffe und Konzepte hinzuweisen.² Zurückgegriffen wird bei der Diskussion im deutschen Sprachraum auf Begriffe, die zuerst im angelsächsischen Sprachraum diskutiert wurden (vgl. hierzu Steiner-Khamsi 1996). Explizit oder implizit wird damit auch eine Kritik von Vorstellungen verbunden, die der gegenwärtigen Migrationspolitik zugrunde liegen.³ Dabei darf nicht außer Acht gelassen werden, dass substantielle Teile der Politik gegenüber Eingewanderten nicht auf Integration, sondern auf Ausgrenzung und Abschreckung ausgerichtet sind, so z.B. die Regelungen zur Unterbringung und zum Arbeitsverbot für Asylbewerber (vgl. Cyrus/Vogel 2005).

Dieser Beitrag ist in drei Teile gegliedert: Zuerst stellen wir vor, wie *Transmigration* und *Transnationalität* zur Beschreibung von Migrationslagen genutzt werden und inwiefern die positive Berücksichtigung von Prozessen und Orientierungen, die mit ‚Trans‘ etikettiert werden, im Konflikt mit der gegenwärtigen Migrationspolitik steht (2.).

1 Die Formulierung *Soziale Arbeit* wird im Folgenden als Oberbegriff für Sozialpädagogik und Sozialarbeit gebraucht; vgl. Thole 2005, S. 16.

2 Zur Diskussion dieser Begriffe in der sozialwissenschaftlichen Ungleichheitsforschung vgl. Hunger/Jeuthe 2006, S. 79ff.

3 Dabei kann unter Migrationspolitik differenziert werden zwischen einer *Aufnahmepolitik*, bei der es um die Regelungen zur Aufnahme von Zuwanderern geht, und einer *Migrantenpolitik*, die die Regelungen zum Umgang mit Zuwanderern im Inland umfasst, wobei eine inklusive Migrantenpolitik üblicherweise als Integrationspolitik bezeichnet wird (vgl. Vogel 2005).

Im Folgenden geht es um Transkulturalität als Begriff, der Entwicklungen in pluriformen Einwanderungsgesellschaften beschreiben soll (3.), und um die Frage, inwiefern ‚Trans‘-Phänomene im Konflikt zur gegenwärtigen Migrationspolitik stehen (4.). Im letzten Teil geht es darum, welche Herausforderungen sich daraus für die Soziale Arbeit und die Gestaltung sozialer Dienste vor Ort ergeben (5.).

2. Transmigration und Migrationspolitik

Der Begriff *Transmigration* kennzeichnet eine Migrationsform, die sich nicht nur als eine Bewegung in eine Richtung – also von einem Herkunfts- in ein Aufnahmeland – beschreiben lässt, sondern mehrfache Hin- und Herbewegungen zwischen zwei Ländern, aber auch den Wechsel zwischen mehreren Ländern zu fassen versucht. Solche mehrfachen Wechsel werden zum Beispiel durch verbesserte und schnellere Reise- und Kommunikationsmöglichkeiten begünstigt.

Eine wichtige Arbeit zur Etablierung der Vorstellung von Transmigrationsprozessen stellt die US-amerikanische Untersuchung des Ethnologinenteams Nina Glick Schiller, Linda Basch und Cristina Blanc-Szanton (1992) dar. Interessant ist dabei weniger, dass sie – wie viele andere Forscherinnen und Forscher auch – das Phänomen der Pendelmigration untersuchten. Neu war, dass sie auf Grundlage der empirischen Daten ihrer Untersuchung zu dem Schluss kamen, Pendelmigration positiv zu deuten. Sie setzten damit ein wichtiges Signal gegen die gängigen einseitigen Reduktionismen, die bei Migrationsprozessen ausschließlich Defizite und Probleme wahrgenommen hatten. Pendelmigration, so machten sie deutlich, kann auch die Entwicklung psychischer Flexibilität, Multiperspektivität und Mehrsprachigkeit begünstigen und zudem einen Wertewandel im näheren Umkreis der vielfach die Ländergrenzen wechselnden Migrantinnen und Migranten unterstützen.

Im Kontext von Transmigration entstehen soziale Netzwerke, die immer mehr Menschen in verschiedenen Regionen und Ländern gleichzeitig umfassen: „Menschen, die in solchen Netzen operieren, sind dann auch keine Aus- oder Einwanderer mehr, sondern Trans-MigrantInnen, die vielleicht als eine neue Form des klassischen Fremden, ‚der heute kommt und morgen bleibt‘ (...), aber eventuell auch weiterzieht, bezeichnet werden können. In einem solchen Rahmen entstehen transnationale Biographien, die sich den Einteilungsmustern klassischer Nationalstaats-Zugehörigkeiten entziehen (...).“ (Lutz 2005, S. 79; das Binnenzitat stammt von Simmel 1908, S. 764).

Damit wird bereits der Bezug zum Nationalstaat deutlich. Transmigration wird synonym als Kurzform für transnationale Migration verwendet, sodass Transnationalität – der länderübergreifende Aufbau von Migrationsbeziehungen, Netzwerken und Identitäten – als Kennzeichen von Transmigration

betrachtet werden kann. Transnationalität kann einerseits als zunehmend wichtiges Moment aller modernen Migrationsbewegungen betrachtet werden, aber auch als ein bestimmter Migrationstyp, der eine Ergänzung klassischer Migrantentypologien sinnvoll erscheinen lässt. Düvell und Vogel (2006, S. 282) unterscheiden vier Typen von MigrantInnen nach ihren Orientierungen, die danach operationalisiert werden, wo sie ihre Zukunft sehen und wie sie ihre sozialen Netze beschreiben. Die übliche Unterscheidung in unipolar auf das Aufnahmeland ausgerichteten Einwanderern und unipolar auf das Herkunftsland ausgerichteten rückkehrorientierten MigrantInnen wird von Düvell und Vogel um zwei weitere Typen ergänzt: Transnationale MigrantInnen (oder TransmigrantInnen) sind Menschen mit stabilen bi- oder multipolaren Orientierungen, die feste soziale Bindungen an mindestens zwei Orten in unterschiedlichen Nationalstaaten unterhalten, zwischen denen sie in mehr oder weniger regelmäßiger Form pendeln und für die dies eine längerfristige oder dauerhafte Lebensperspektive ist. Ein weiterer Typ, der ‚globale Nomaden‘ genannt wird, ist prinzipiell offen für eine Vielzahl von Lebensorten. Die Netzwerke der ‚Nomaden‘ sind eher international und weniger lokal und national orientiert.⁴

Wenn Staaten Migrationszugänge regeln, legen sie in ihrem Recht fest, welche Orientierungen sie von MigrantInnen erwarten. Standardmäßig gehen sie von rückkehrorientierten MigrantInnen aus, für die es befristete Aufenthaltstitel gibt, und von Einwanderern, die verstetigbare oder von vorneherein dauerhafte Aufenthaltstitel erhalten sollen. Das deutsche Zuwanderungsgesetz von 2005 hat diese Trennung scharf gezogen. Zuwanderer mit dauerhafter Perspektive (z.B. Hochqualifizierte, Familienangehörige) sollen sich mit Sprach- und Integrationskursen auf eine Zukunft im Nationalstaat Deutschland vorbereiten, während von Zuwanderern mit befristeten Aufenthaltstiteln eine Ausreise erwartet wird. Es gibt nur wenige Übergangsmöglichkeiten von einem befristeten in einen dauerhaften Status, insbesondere bei Heirat, für StudentInnen, die im Jahr nach ihrem Abschluss eine qualifizierte Stelle finden, und für die kleine Gruppe, die erfolgreich Gründe für politisches Asyl geltend machen kann oder der nach längerer Duldung ein verstetigbarer Aufenthaltstitel zugestanden wird.

Transnationale und globale bzw. ortsoffene Orientierungen sind im Migrationsregime der meisten Industriestaaten nicht vorgesehen. Allerdings lässt sich die Freizügigkeit in der Europäischen Union als eine Form der Unterstützung langfristig transnationaler und ortsoffener Orientierungen deuten –

4 Zwei Beispiele für ‚globale Nomaden‘: Eine hoch qualifizierte Software-Entwicklerin hat vor allem Kontakte zu ehemaligen Mitstudentinnen/Mitstudenten und Kolleginnen/Kollegen, die über die ganze westliche Welt verstreut arbeiten, sich gegenseitig mit Job-Tipps versorgen und sich gelegentlich bei Reisen und Festen treffen. Ein Reggae-Fan hat durch Festivals einen internationalen Freundeskreis. Er hat schon bei Freundinnen/Freunden in vier europäischen Metropolen gelebt und gejobbt.

also als eine Rechtsform für ‚europäische Nomaden‘. Die doppelte Staatsangehörigkeit, die langfristig bi- oder multipolare Orientierungen stützt, wird in Deutschland und vielen anderen Mitgliedsstaaten allerdings restriktiv gehandhabt.

Spannungen entstehen, wenn die Orientierungen der MigrantInnen nicht oder nicht mehr mit den staatlich zugewiesenen Kategorien übereinstimmen. Zuwanderer können ihre Lebenspläne nicht realisieren und müssen existierende soziale Bindungen zerreißen, oder sie realisieren ihre Lebenspläne, indem sie staatliche Aufenthaltstitel flexibler nutzen, als dies staatlicherseits vorgesehen ist, oder aber auch indem sie ohne staatliche Legitimierung reisen oder bleiben.

Staatliche Politiken sind offensichtlich zurzeit nicht darauf ausgerichtet, ihre Rahmenbedingungen an neue Migrationsphänomene anzupassen, sondern betreiben den Versuch, Migrationsphänomene in den staatlich vorgegebenen und tradierten Rahmen zu pressen.⁵

3. Transkulturalität und der Kulturbegriff

Transmigrationsphänomene tragen dazu bei, dass zunehmend hybride Identitäten (vgl. Hall 1994), ‚Dritte-Stuhl‘-Identitäten (Badawia 2002) bzw. multiple Sowohl-als-auch-Identitäten oder Bindestrichidentitäten (vgl. Mecheril 2004) entstehen. Der Begriff Transkulturalität wird für derartige Phänomene, die durch Migrationsprozesse – aber nicht nur durch diese – verursacht sein können, verwendet. Dieser Begriff findet sich schon länger als Transmigration, Transnationalität und Transnationalismus in der deutschen pädagogischen Fachdebatte. Bereits in den 1980er Jahren wurde mit dem Begriff Transkulturalität versucht, die Entwicklung der noch jungen erziehungswissenschaftlichen Teildisziplin Interkulturelle Pädagogik zu kritisieren. Der Interkulturellen Pädagogik wurde dabei unterstellt, dass sie eine kulturellrelativistische Position einnehme und das Wort ‚inter‘ auf eine Beziehung zwischen Kulturen hinweise, die prinzipiell als gleichwertig betrachtet würden. Um der Klientel von Sozialer Arbeit und Pädagogik wirklich gerecht zu werden, müsse stattdessen von einem kulturübergreifenden und universellen Standpunkt ausgegangen werden. Eine transkulturelle Pädagogik hätte in diesem Zusammenhang die Aufgabe, gerade die Beschränkung auf kulturelle Einheiten zu überwinden und stattdessen eine kulturtranszendierende Perspektive anzubieten, also handlungsleitende Sätze zu formulieren, die für alle Mitglieder der Weltgesellschaft Gültigkeit beanspruchen könn-

⁵ Wenn Migrationsforscherinnen und Migrationsforscher ihren Blick nur von staatlichen Rahmungen lenken lassen und transnationale und globale Phänomene ebenfalls nicht wahrnehmen, wird dies auch als methodischer Nationalismus bezeichnet (vgl. Wimmer/Glick Schiller 2003).

ten (vgl. hierzu Dickopp 1986; Schöfthaler 1984). In diesem Sinne ist Transkulturalität nahezu synonym mit Universalität.

Der Begriff Transkulturalität setzte sich jedoch nicht durch, und es blieb für die erziehungswissenschaftliche Teildisziplin bei der Bezeichnung Interkulturelle Pädagogik. Das Präfix *inter* wurde im Verhältnis zu den vielen Bemühungen, den Begriff Kultur selbst zu klären, kaum diskutiert. Nach teilweise heftigen Auseinandersetzungen mit Positionen, die auf die Gefahr von Kulturalisierungen und Ethnisierungen hinwiesen (vgl. z.B. Hamburger 1986, 2006), besteht heute weitgehend Konsens in der Fachdebatte Interkultureller Pädagogik, dass „Kulturen erstens als heterogen, nicht homogen und geschlossen und zweitens als prozesshaft, dynamisch“ zu verstehen sind (Auernheimer 2003, S. 75). Kulturen sind also dieser Auffassung zufolge keine unveränderbaren und einheitlichen Gebilde, sondern im Gegenteil sind ihre Entwicklungsgeschichten – die in der Regel auch von ‚Mischungen‘, ‚Verbindungen‘, ‚Übernahmen‘, ‚Neuinterpretationen‘, ‚Transformationen‘ usw. gekennzeichnet sind – und ihre (potentiellen) Unabgeschlossenheiten hervorzuheben (vgl. Leiprecht 2007). Für (radikal) kulturrelativistische Positionen bleibt angesichts eines solchen dynamischen Kulturbegriffs wenig Raum.

Während sich dieser Kulturbegriff in der Fachdebatte Interkultureller Pädagogik weitgehend durchgesetzt hat, wird in Politik und Alltagsverständnis und auch der pädagogischen Praxis oft jedoch weiterhin der Kulturbegriff so gebraucht, dass an eine Art von Großkollektiven gedacht wird, „deren Synonyme ‚Länder‘, ‚Gesellschaften‘, ‚Staaten‘, ‚Völker‘ oder ‚Nationen‘ sind. Diese Großkollektive werden zudem als homogen und statisch vorgestellt; und es wird weiterhin davon ausgegangen, dass die einzelnen Menschen, die als Angehörige solcher Großkollektive eingeordnet werden, durch diese Zugehörigkeit bestimmte psycho-soziale Eigenschaften und Fähigkeiten aufweisen und in ihrem Denken, Fühlen und Handeln determiniert sind. Mit dem beschriebenen Alltagsverständnis werden die Anderen gleichsam als Marionetten, die an den Fäden ihrer Kultur hängen, wahrgenommen“ (Leiprecht 2007, o.S.).

Allerdings gibt es nicht nur in Politik, Alltagsverständnis und pädagogischer Praxis, sondern auch in aktuellen Fachdebatten zu Bildung, Sozialer Arbeit, Beratung, Therapie usw., wenn auch nicht mehr so dominierend wie vor einigen Jahren, noch immer Theoriekonzepte – so etwa das Konzept der Kulturstandards von Thomas (2003, S. 24)⁶ – die z.B. eine Vorstellung von einheitlichen National- und/oder Gruppenkulturen nahe legen.

Insgesamt ist angesichts dieses Zustandes eine Neubelebung der Diskussion um Transkulturalität und um die Angemessenheit von Kulturbegriffen erklärlich, auch wenn in der Fachdebatte Interkultureller Pädagogik das Be-

⁶ Zur Kritik am Konzept Kulturstandards vgl. Leiprecht 2007, o.S.

mühen, eine separatistische und statisch-homogenisierende Vorstellung von Kultur zu überwinden, als das ‚Einrennen offener Türen‘ bezeichnet werden muss.

Eine wichtige Position in dieser Debatte stellen die Arbeiten des Philosophen Wolfgang Welsch dar (vgl. Welsch 1997).⁷ Ausgehend von seiner Kritik an völkischen Definitionen,⁸ wie sie etwa Herder mit seinen Kugel- oder Inselmodellen beschreibt, versucht er eine separatistische Kulturvorstellung zu überwinden: „Die Kulturen sind hochgradig miteinander verflochten und durchdringen einander. Die Lebensformen enden nicht mehr an den Grenzen der Nationalkulturen (...). Im Innenverhältnis einer Kultur – zwischen ihren diversen Lebensformen – existieren heute tendenziell ebenso viele Fremdheiten wie im Außenverhältnis zu anderen Kulturen. Es gibt zwar noch eine Rhetorik der Einzelkulturen, aber in der Substanz sind sie alle transkulturell bestimmt. (...) Transkulturalität dringt überdies nicht nur auf der Makroebene der Kulturen, sondern ebenso auf der Mikroebene der Individuen vor. (...) Wir sind kulturelle Mischlinge.“ (Welsch 2002, S. 87). Nach Welsch sind Kulturen „intern durch eine Pluralisierung möglicher Identitäten gekennzeichnet und weisen extern grenzüberschreitende Konturen auf“ (Welsch 2002, S. 87).

Deutlich ist, dass bei der Kritik von Welsch das Schwergewicht auf den weit verbreiteten Vorstellungen über Kultur und nicht auf der Vorsilbe ‚inter‘, ‚multi‘ oder ‚trans‘ liegt. Dies ist aus unserer Perspektive nachvollziehbar, da es fraglich ist, ob die Gefahr der Kulturalisierung beim Operieren mit dem Wort Kultur durch eine Kennzeichnung mit einer anderen Vorsilbe gebannt werden kann. Das Problem steckt in der Tat eher in dem Wort Kultur und den damit verbundenen Assoziationen (siehe oben). In der Ausbildung und Weiterbildung von Professionellen in Bildung und Sozialer Arbeit führt deshalb kein Weg daran vorbei, den Kulturbegriff präzise zu erläutern und dabei deutlich zu machen, dass und in welcher Weise die eigene Begriffsfassung Kulturalisierungen kritisch gegenübersteht. Es sei denn, man will auf das Wort Kultur ganz verzichten. Dies wiederum ist wenig sinnvoll, da Kultur auch im Alltag oft gebraucht wird, etwa zur Selbstbeschreibung, zur Abgrenzung oder zur Konflikterklärung. Es bleibt also kaum etwas anders übrig, als sich mit diesen alltäglichen Beschreibungen und Erklärungsmustern so auseinanderzusetzen, dass Kulturalisierungen verdeutlicht und alternative Sichtweisen und Interpretationen erkennbar werden. Dabei ist es wichtig, in der Lage zu sein, bei der Klientel solche

7 Die Ignoranz des Autors gegenüber dem aktuellen Fachdiskurs Interkultureller Pädagogik, aber auch gegenüber den Beiträgen der Cultural Studies (vgl. Kalpaka 2006) mag dem Problem der separierten Fachdiskurse zuzuschreiben sein. Welsch argumentiert als Experte für theoretische Philosophie.

8 In der Begriffssprache der Interkulturellen Pädagogik würde man von kulturalistischen und ethnizierenden Definitionen sprechen (vgl. Leiprecht 2001, S. 23ff.).

Mehrfachzuordnungen, Mischformen, Übergänge und Uneinheitlichkeiten, wie sie mit dem Begriff Transkulturalität beschrieben werden, überhaupt wahrzunehmen und sie nicht auf Defizite oder Probleme zu reduzieren.

Dies ist nicht einfach, da der gesellschaftliche und politische Mainstream meist von anderen Denk- und Wahrnehmungsmustern ausgeht. Ähnlich wie Transmigrationsphänomene in der Aufnahmepolitik ausgeblendet und nicht gestützt werden, werden länderübergreifende Selbstverortungen bzw. wird Transkulturalität in der Migrationspolitik nicht in positiver Weise berücksichtigt, sondern – wenn Transkulturalität denn überhaupt wahrgenommen wird – negativ bewertet.

4. Transkulturalität und Migrationspolitik

Im Folgenden wenden wir uns deshalb genauer der Frage zu, wie die Migrationspolitik mit dem Transkulturalitätsphänomen umgeht. Dabei gehen wir in Anlehnung an die oben dargestellte Begriffsdebatte davon aus, dass bei Transkulturalität Nationalkulturen übergreifende Universalität mitgemeint sein kann, dass aber bi- und multipolare Orientierungen und Zuordnungen bei einem offenen und dynamischen Kulturverständnis heute den Begriffsgebrauch im Fachdiskurs dominieren.⁹ In diesem letzten Sinne wollen wir den Begriff auch weiter verwenden.

Bei einem Blick auf den integrationspolitischen Teil der deutschen Migrationspolitik fällt auf, dass er von einem Kulturverständnis geprägt ist, das Kulturen als Nationalkulturen definiert und eine Assimilation erwartet. Was dabei als nationale Kultur verstanden wird, ist durchaus umstritten. Als Mindestanforderung wird in der Regel die Kenntnis und Respektierung der nationalen Rechtsordnung und die Beherrschung der deutschen Sprache genannt. Schaut man genauer hin, was in den dreißigstündigen ‚Orientierungskursen‘, die für Neubürgerinnen und Neubürger verpflichtend sind, gelehrt wird, so ist damit durchaus mehr gemeint. So heißt es z.B. in einer Broschüre des federführenden Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge, in der ein Grundkonzept für Integrationskurse vorgelegt wird (www.bamf.de), dass Grundwissen zur Rechtsordnung, Geschichte und Kultur vermittelt

9 Dabei ist uns bewusst, dass der Begriff Transkulturalität in der Fachdebatte keineswegs eindeutig immer in diesem Sinne verstanden wird. Zudem gibt es verwandte Begriffssetzungen. So bezeichnen Otto und Schrödter (2006, S. 3) eine Politik, die auf gerechte Chancenverteilung bei Auflösung der Grenzen von nationalen oder ethnischen Kulturen abzielt, als Transnationalismus. Wir fragen uns, ob Otto und Schrödter nicht besser von Transkulturalismus sprechen sollten. Dies würde auch besser zu einer weiteren Begriffsunterscheidung der Autoren passen, die eine Gleichberechtigungspolitik bei Erhalt nationaler und ethnischer Grenzziehungen als Multikulturalismus bezeichnen. Beide Politiken stehen dabei übrigens im Gegensatz zu einer Assimilationspolitik, die das Ideal einer Angleichung an das Konstrukt einer nationalen Leitkultur verfolgt.

werden sollen, damit Zuwanderer eine positive Bewertung des deutschen Staates entwickeln können. Zu den Grundkenntnissen der Kultur wird verpflichtend aufgelistet: Menschenbild, Zeitverständnis, Regelorientierung, religiöse Vielfalt. Aufbauend darauf können auch Aspekte der kulturellen und regionalen Vielfalt, der Trennung von Berufs- und Privatsphäre sowie der Symbole behandelt werden. So ist also einerseits mit der Respektierung von Vielfalt, wie sie in der deutschen Rechtsordnung vorgesehen ist, ein durchaus als transkulturell verstehbares Programm vorgesehen, während andererseits Zugewanderte z.B. lernen sollen, dass – vereinfacht ausgedrückt – Deutsche sich gern an Regeln halten und pünktlich sind. Von Zugewanderten wird eine Orientierung an dieser vorgestellten Kultur erwartet.¹⁰

Zugleich wird gegenüber staatlicherseits unerwünschten Zugewanderten eine *Desintegrationspolitik* betrieben, die eine Identifikation mit einer wie auch immer verstandenen deutschen Kultur verhindern soll, indem z.B. AsylbewerberInnen und Geduldete in Sammelunterkünften isoliert untergebracht werden, keine Ansprüche auf Integrationskurse haben und vom Arbeitsmarkt ferngehalten werden.

Auch im Bezug auf die Integrationspolitik stellt die europäische Ebene eine Besonderheit dar, auf die wir hier etwas ausführlicher eingehen wollen, weil diese Dimension in der Diskussion in der Regel vollständig ausgeblendet wird. Wenn von *europäischer* Integration geredet wird, sind in der Regel nicht die nationalen Politiken zur Integration zugewanderter Bevölkerungsgruppen gemeint, sondern die Integration der verschiedenen nationalen Strukturen und Kulturen in der Europäischen Union. Die Frage nach einer europäischen Kultur und Identität wird gestellt, und die Möglichkeit pluraler transkultureller Selbstverortung im europäischen Raum ist erwünscht. Empirische Studien zu den geographischen Identitäten von EuropäerInnen zeigen, dass multiple Zugehörigkeitsgefühle die Regel und nicht die Ausnahme sind (vgl. z.B. Bruter 2005). Wenn es um die Integration der Mitgliedsstaaten geht, wird seit den 1970er Jahren ‚Einheit in Vielfalt‘ propagiert (vgl. Wintle 1996). Die jeweiligen Regional- und Nationalkulturen und -sprachen können und sollen erhalten bleiben.

Was auf europäischer Ebene als sinnvoller Ansatz betrachtet wird, erscheint im Kontext der Zuwandererintegration als gefährlich. Das folgende Zitat stammt aus einer Rede des Bundesinnenministers Wolfgang Schäuble:¹¹ „Wir haben noch nicht das gemeinsame Kommunikationsmedium, und ohne eine gemeinsame Sprache ist Kommunikation nicht möglich. Sprachbeherrschung (...) eröffnet den Zugang zum Denken, zur Kultur einer Gesell-

schaft, sie ist die Grundvoraussetzung für Kommunikation. Und wenn wir keine Parallel- und Separatgesellschaften wollen, müssen wir eine gemeinsame Sprache haben.“

Bei dieser Aussage geht es um die Integration von Zugewanderten. Die Integration von Zugewanderten in Deutschland kann nur gelingen – so Schäuble – wenn Zugewanderte die deutsche Sprache lernen, und deshalb will sie der Staat beim Deutschlernen auch unterstützen. Die Aussage ist aber so allgemein formuliert, dass sie sich auch – wenn sie wie hier aus dem Zusammenhang gerissen wird – auf den europäischen Einigungsprozess beziehen könnte. Sie könnten die Aussage noch einmal lesen und dabei gedanklich auf Europa beziehen. Daraus würde dann folgen, dass der Minister meint, wir bräuchten eine gemeinsame europäische Sprache, damit Europa nicht in Separatgesellschaften zerfällt. Dass auch dies gemeint sein könnte, wenn man das Zitat aus dem Zusammenhang reißt, wird anscheinend nicht als Widerspruch empfunden. Auf europäischer Ebene wird mit sprachlichen Verständigungsschwierigkeiten wesentlich entspannter und pragmatischer umgegangen als in der nationalen Integrationspolitik. Im Gegenteil: Jegliche Vereinheitlichungstendenzen auf europäischer Ebene werden zurückgewiesen.

Dazu nochmals ein Schäuble-Zitat: „Ich halte aber, das will ich dann auch sagen, ein verbindliches europäisches Regelwerk im Bereich der Integration für den falschen Ansatz. (...) Integrationspolitik ist meines Erachtens ein gutes Feld, auf dem man die Überlegenheit des Subsidiaritätsprinzips beweisen kann. Es geht ja bei der Integration um die Einbindung von Menschen in örtliche, regionale und nationale Strukturen.“

Ein europäisches Regelwerk wird abgelehnt, weil Zugewanderte nicht in europäische Strukturen integriert werden müssen. So könnte man den Kern der Aussage zusammenfassen, die bei der Aufzählung verschiedener räumlich-institutioneller Ebenen die europäische Ebene auslässt, um einen etwaigen europäischen Regelungsanspruch zurückzudrängen. Warum eigentlich? Dass Zuwandererintegration vor Ort in den Gemeinden und Städten und dort vor allem in den Stadtvierteln stattfindet, lässt sich leicht nachvollziehen, weil sich hier Menschen begegnen und zusammenleben, weil hier staatliche Politik in Sprachkursen und Beratungsstellen, Sozialverwaltungen, Ausländerämtern und im Polizeihandeln sichtbar und erlebbar wird. Aber die regionale und die nationale Ebene lassen sich ebenso wie die europäische Ebene nicht konkret vor Ort erleben, sondern werden über lokale Erlebnisse und über Medien vermittelt. Es ist nicht unmittelbar einsichtig, warum in nationale Strukturen integriert werden soll, in europäische nicht.

Zugleich wird aber ausdrücklich angenommen, dass Europa in der Welt positiv gesehen wird und dadurch Zuwanderinnen und Zuwanderer anzieht. Migration sei „eine gemeinsame Herausforderung, weil wir, alle Europäer, im Vergleich zu vielen anderen Kontinenten oder Teilen dieser Welt ge-

10 Wir entschuldigen uns an dieser Stelle ausdrücklich bei den HerausgeberInnen für die verspätete Abgabe des Manuskripts.

11 Eröffnungsrede beim EU-Handbuch-Seminar „Integration Infrastructure“ am 19. Dezember 2005 in Berlin, publiziert am 16. Januar 2006. (www.bmi.bund.de)

meinsam eine ungeheuer große Anziehungskraft und Attraktivität ausstrahlen“, so der Minister. Offensichtlich ist Europa im Bereich der Wahrnehmung und Identifikation schon präsent, wenn auch eine Integration in europäische Strukturen ausgeklammert wird. Wenn es aber so ist, dass Zuwanderinnen und Zuwanderer nach Europa kommen, weil sie Europa attraktiv finden, warum sollte man diese positive Grundeinstellung nicht für die Integration von Zugewanderten nutzen? Auch die europäische Integration könnte profitieren, wenn sie sich das positive Europabild der Zuwanderinnen und Zuwanderer, das hier unterstellt wird, zunutze macht. Es gibt durchaus einige Anzeichen, dass die Anerkennung von Vielfalt als wesentliches europäisches Kulturelement betrachtet werden kann, das auch für Zuwandernde und Zugewanderte attraktiv und anschlussfähig ist (vgl. Vogel 2006). Findet möglicherweise in der Integrationsdiskussion eine De-Europäisierung außereuropäischer Zuwanderer statt, die weder der Integration der Zugewanderten in ihre Aufnahmegesellschaften noch der Integration der europäischen Staaten zuträglich ist? Die Transkulturalität, die auf europäischer Ebene gelebt oder zumindest als Rhetorik vorgetragen wird, auch zum Beispiel in europäischen Seminaren und Ministerreden vor ExpertInnen aus einer Vielzahl von Ländern, könnte als Chance für die Integration von Zuwandernden und Zugewanderten begriffen werden. Das ist aber bisher nicht der Fall.

5. Transnationalität und Transkulturalität als Herausforderungen für die sozialen Dienste vor Ort

Im aktuellen Fachdiskurs von Bildung und Sozialer Arbeit wird diskutiert, Transkulturalität als Ressource zu deuten, wobei in den Mittelpunkt die Notwendigkeit gestellt wird, „den Umgang mit kultureller Identität und Differenz pädagogisch zu reflektieren und zu gestalten“ und hierbei vor allem auf „Mischformen und Verschmelzungen (Transkulturalität)“ zu achten (Göhlich u.a. 2006, Klappentext). Transkulturalität enthält ein normatives Moment, da „transkulturelle Identität (...) zum Bildungsziel“ wird und die Pädagogik die Aufgabe bekommt, die Entdeckung und Ausarbeitung eines „transkulturellen Potentials“ zu unterstützen (Göhlich u.a. 2006, S. 23). Das kulturelle Dazwischen, das „zwischen und in jedem Akteur des pädagogischen Feldes gegebene Potential des Übergangs“ soll also genutzt und positiv gefördert werden (Göhlich u.a. 2006, S. 22).

Allerdings, so wird erkannt, ist auf einer empirischen Ebene „die Interpretation von Transkulturalität als Öffnung, Verständniszuwachs und Erweiterung der Handlungsmöglichkeiten (...) lediglich eine der sehr verschiedenen Lebensformen des kulturellen Dazwischen. Dem stehen die (Selbst-) Interpretation des Dazwischen-Seins als Mangel sowie als sich selbst wiederum kugelförmig (...) abgrenzende (...) Lebensform gegenüber“ (Göhlich u.a. 2006, S. 24).

Nun haben in prekären Lebensverhältnissen und kritischen Lebenssituationen vereinheitlichende, geradlinige und konventionelle Interpretationen oft eine besondere Bedeutung. Sie können hier eine eigene Bewältigungsqualität bekommen und in besonderer Weise subjektiv plausibel erscheinen. Wenn die materiellen und sozialen Ressourcen schwach sind oder wegbrechen, wird nicht selten nach tradierten und scheinbar bewährten Mustern und Routinen gegriffen, die Klarheit und Ordnung zu versprechen scheinen (vgl. Böhnisch/Funk 2002, S. 27). Freilich muss dies nicht in jedem Fall so sein. Gerade in Krisen und unter schwierigen Bedingungen können Menschen auch völlig neue Bewältigungsformen und Denkmuster entwickeln. Dennoch dürfen wir nicht darüber hinwegsehen, dass das Feiern und Betonen von Transkulturalität in gut gesicherter materieller und sozialer Lage, die beim Migrationstyp des ‚globalen Nomaden‘ (siehe oben) eher gegeben scheint, sich nicht ohne Weiteres auf Menschen in prekären Verhältnissen übertragen lässt. Und so wichtig und richtig es ist, dass Professionelle in Bildung und Sozialer Arbeit mit dem Reflexionsinstrument Dekonstruktion umgehen können, um zur Verflüssigung und Entessentialisierung festlegender und homogenisierender Vorstellungen beizutragen, so wichtig und richtig ist es, dass solche sozialen Konstruktionen nicht auf die ‚leichte Schulter‘ genommen werden können. Noch ganz abgesehen davon, dass die aktuellen Mainstream-Diskurse oft vereinheitlichende und starre Vorstellungen fördern und hier gewissermaßen ‚gegen den Strom‘ gearbeitet werden muss, müssen Professionelle in Bildung und Sozialer Arbeit etwas über die konkreten Bewältigungszusammenhänge aus der Perspektive ihrer Klientel wissen. Das Mittel ‚Dekonstruktion‘ allein hilft meist wenig, wenn es um die Verbesserung materieller oder sozialer Ressourcen gehen müsste. Zu Recht wird im Fachdiskurs deshalb davor gewarnt, die Perspektive der Transkulturalität nicht zur bloßen Ideologie verkommen zu lassen und „allzu optimistisch von einer durchgängigen kulturellen Durchmischung“ auszugehen: „Alle transkulturellen Phänomene sind immer auch vor dem Hintergrund der sozialen Kämpfe um die Ressourcen (Macht, Geld (...)) zu interpretieren“, und „dabei sollte nicht ausgeblendet werden, dass die (...) verfügbaren und mobilisierbaren Ressourcen (...) durchaus unterschiedlich eingeschätzt werden müssen“ (Zirfas/Göhlich/Liebau 2006, S. 189). Dies gilt auch für unterschiedliche Lebenslagen.

5.1 Transkulturelle Orientierung Sozialer Arbeit

Professionelle Sozialer Arbeit stellen mit ihren Tätigkeitsbereichen eine Schnittstelle zwischen den Lebenswelten der Zugewanderten und den staatlichen Politiken dar. Wenn die Lebenswelten zunehmend durch real existierende Transnationalitäten und Transkulturalitäten geprägt sind, während die Politiken und rechtlichen Regelungen auf diese Phänomene entweder nicht eingehen oder sie zu unterdrücken versuchen, haben die Professionellen Sozialer Arbeit vor Ort ein Problem: Einerseits verpflichtet sie das profes-

sionelle Selbstverständnis, klientenzentriert zu arbeiten und bei der Beratung und Unterstützung die Vorstellungen und Lebenswelten der KlientInnen zum Ausgangspunkt zu nehmen. Andererseits sind sie mit den nationalen Gesetzen im Bereich Einwanderung und Integration konfrontiert und – je nach Träger und Aufgabenbereich – sogar mehr oder weniger stark an der Umsetzung nationaler Politiken beteiligt. Die Herausforderung besteht darin, mit diesem Widerspruch umzugehen (vgl. Theilmann 2005).

Unsere Kernthese besagt, dass der adäquate Umgang mit diesem Widerspruch davon abhängen sollte, ob die KlientInnen prinzipiell von einer Integrations- oder einer Desintegrationspolitik betroffen sind. Für KlientInnen, die von einer Integrationspolitik betroffen sind, kann eine Soziale Arbeit, die Transkulturalität bewusst stützt und als Ressource betrachtet, eine Perspektive bieten. Für KlientInnen, die von einer Desintegrationspolitik betroffen sind, ist dagegen die konsequente Ausrichtung der Arbeit an universellen menschenrechtlichen Standards wichtig, die nur in dem Sinne transkulturell ist, als sie kulturübergreifende Gültigkeit beanspruchen kann. Die gleichzeitige Zugehörigkeit zu mehreren Ländern und Kulturen ist aber für diese Gruppen nicht unbedingt nur eine Ressource, sondern möglicherweise ein Dilemma, sodass die Durchsetzung grundlegender Standards aufgrund der Zugehörigkeit zur Menschheit jenseits aller uni- oder multipolaren Bindungen hier wichtig ist. Dies sollte jedoch nicht als ein Gegensatz der Orientierung von Sozialer Arbeit an Transkulturalität oder an Menschenrechten gelesen werden. Beide Orientierungen sind eng miteinander verbunden; im praktischen Handeln kann jedoch – soviel sollte deutlich werden – die eine oder andere Orientierung im Vordergrund stehen. Außerdem spielen transnationale und transkulturelle Lebensbezüge auch für Menschen, die von staatlicher Desintegrationspolitik betroffen sind, eine Rolle.

Wir wollen im Folgenden zwei Beispiele anführen, um zu klären, warum in einem konkreten Fall zunächst eine Ausrichtung an menschenrechtlichen Standards wichtiger sein kann als die Orientierung auf bi- und multipolare Potentiale.

Beim ersten Beispiel geht es um eine minderjährige Jugendliche aus einem osteuropäischen Land. Sie taucht in einer Jugendhilfeeinrichtung auf. In einem Erstgespräch wird deutlich, dass sie keinen Wohnplatz mehr hat und wegen gesundheitlicher Probleme dringend zum Arzt muss. Außerdem will sie auf keinen Fall in ihr Herkunftsland zurückkehren. Alles Weitere bleibt zunächst unklar. Eine klar menschenrechtliche Perspektive gegenüber der Jugendlichen und den Behörden verspricht in diesem Fall zunächst am Besten weiterzuhelfen. Während für eine Erstversorgung möglicherweise informelle Hilfen in Frage kommen, um das Vertrauen aufzubauen und weitere Vorgehensmöglichkeiten zu klären, die vom Träger explizit gestützt werden sollten, ist für eine weitere finanzierte Unterstützung eine temporäre Duldung zu erreichen. Dabei muss den Behörden wie auch der Jugendli-

chen klar gemacht werden, dass sie durch grund- und menschenrechtliche Verpflichtungen einen befristeten Anspruch auf diese Unterstützung hat. Eine temporäre Duldung ermöglicht eine vorübergehende Unterbringung und gesundheitliche Versorgung, bringt die Jugendliche aber auch in den Blick der Ausländerbehörde, die die Möglichkeit einer Ausweisung und Abschiebung prüft. Während einer temporären Duldungsphase kommen möglicherweise transnationale Netze zum Vorschein, die in einer Phase der Illegalität für Unterstützung gesorgt haben und an ihre Grenzen geraten sind. Nach einer Stabilisierungsphase in einer Jugendhilfeeinrichtung ist es durchaus möglich, dass die Jugendliche erneut unter Nutzung dieser Netze in die Illegalität zurückkehrt. Diese Entscheidung muss von den Professionellen hingenommen werden, und es müssen Möglichkeiten geprüft werden, wie in diesem Fall auch weiterhin eine Unterstützung aussehen könnte. Zugleich muss die Betreuung darauf abzielen, Legalisierungsmöglichkeiten ebenso wie die Bedingungen für einen Verbleib oder eine Rückkehr, die jeweils von der Jugendlichen akzeptierbar sein müssen, auszuloten und in der Beratung die Konsequenzen aller Entscheidungen deutlich zu machen, um Entwicklungsperspektiven angesichts restriktiver Politiken nicht zu verstellen. Es ist deutlich, dass eine Wertschätzung transnationaler und transkultureller Ressourcen hier zunächst wenig hilft, obwohl es sicher immer sinnvoll ist, die Jugendliche nicht mit einer bestimmten Vorstellung von nationaler oder kultureller Identität in eine Schublade zu stecken.

Das zweite Beispiel betrifft einen geduldeten Flüchtling, der in einer staatlich verordneten Aufnahmeeinrichtung lebt, vergeblich um Asyl nachgefragt hat und nun wegen Abschiebehindernissen geduldet wird. Er konfrontiert den in der Einrichtung tätigen Sozialarbeiter mit einer unipolar auf das Aufnahmeland ausgerichteten Perspektive, indem er mit dessen Hilfe Sprachlernmöglichkeiten, Arbeitsmöglichkeiten und Möglichkeiten zur Kontaktaufnahme mit der deutschen Bevölkerung ausschöpfen will und hofft, dass dies langfristig zu einer Verbesserung seines Aufenthaltsstatus führt. Auch hier dürfte eine Akzeptanz seiner unipolaren Einwandererorientierung und eine Unterstützung im Sinne einer menschenrechtlichen Perspektive wichtig sein.

5.2 Transkulturalität und die Konzepte Interkultureller Öffnung und Managing Diversity

Die praxisbezogenen Überlegungen, die wir im Kontext von Transkulturalität und Transnationalität angestellt haben, hatten einen Schwerpunkt in den Orientierungen der Professionellen Sozialer Arbeit. Eine wichtige Ebene sollten wir dabei nicht außer Acht lassen, nämlich die Notwendigkeit der Veränderung von Einrichtungen von Sozialverwaltung und Sozialer Arbeit. Damit sind wir auf der Ebene der Organisationsentwicklung angelangt. Ein wichtiges Konzept, das hier seit einigen Jahren diskutiert wird, ist das der Interkulturellen Öffnung (vgl. Hinz-Rommel 1994, S. 97; 2000). Zentral

geht es hierbei darum, vorhandene Zugangsbarrieren zu Sozialen Diensten, die für erwachsene Eingewanderte oder deren Kinder konstatiert werden müssen, abzubauen (vgl. hierzu Gaitanides 2006, S. 225ff.). Solche Zugangsbarrieren können in den Strukturen, Abläufen, Routinen, Vorschriften und Konzepten der Einrichtung selbst liegen (etwa Komm-Strukturen, Öffnungszeiten, Beratungsansätze, die wenig an die Lebenslagen der Klientel anknüpfen usw.). Es können aber auch Zugangsbarrieren sein, die auf der Seite der Eingewanderten zu finden sind (etwa grundlegendes Misstrauen gegenüber Behörden aufgrund von Erfahrungen mit der deutschen Ausländerbehörde oder aufgrund von Erfahrungen mit Behörden im Herkunftsland), und die innerhalb der Sozialen Dienste berücksichtigt werden müssen. Oder es können Zugangsbarrieren sein, die mit den Orientierungen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die meist der Mehrheitsgesellschaft angehören, zu tun haben („Verkennung der Individualität und Reduktion der Handlungsspielräume durch defizitäre Zuschreibungen“, „Furcht vor Mehrbelastung“ (Gaitanides 2006, S. 226)).

Gaitanides betont für die Aus- und Weiterbildung, aber auch hinsichtlich eines für die jeweilige Einrichtung formulierten „Leitfadens zur Reflexion und Bearbeitung (vermeintlicher) interkultureller Wertekonflikte“ (Gaitanides 2006, S. 227) die Bedeutung einer „Kritik am ‚Kulturalismus‘“ (S. 228). Hier könnte das Konzept Transkulturalität in der Tat als ein Stachel gegenüber der Versuchung wirken, unter dem Druck des professionellen Alltagshandelns zu klischeehaften und festlegenden Zuschreibungen zu kommen. Es muss eine zur Selbstverständlichkeit gewordene Gewohnheit von Professionellen Sozialer Arbeit sein, auch ‚Uneinheitlichkeit‘, Flexibilität und Dynamik in der Lebenswelt ihrer Klientel wahrzunehmen und die Bedeutung von Mehrfachidentität, Multiperspektivität, Multikontextualität, Mehrsprachigkeit usw. zu erkennen, ohne in gängige Defizitzuschreibungen zu verfallen.

Ein weiteres wichtiges Thema Interkultureller Öffnung ist das Bemühen, den Fallstrick zu vermeiden, aus der Logik einer solchen Öffnung und einer entsprechenden Personalpolitik heraus zu einer ethnischen Arbeitsteilung zu kommen (Gaitanides, S. 230). Vorgeschlagen wird von Gaitanides ein „interkultureller Kompetenzerwerb“ aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Das Konzept Interkultureller Öffnung halten wir vor dem Hintergrund solcher Konzeptualisierungen durchaus für sinnvoll und notwendig. Es bietet sich aber – nicht zuletzt aufgrund der Erfordernisse von Gender Mainstreaming und dem neuen Allgemeinen Gleichstellungsgesetz (AGG) – eine Erweiterung der Perspektive Interkultureller Öffnung an, und zwar im Sinne von Managing Diversity (vgl. Hormel/Scherr 2004). Die exklusive Thematisierung von Interkultur und (Trans-) Migration würde in einem solchen Konzept in einem positiven Sinne aufgehoben sein. Es ginge dabei allerdings nicht – wie in der Wirtschaft – um einen oft eher instrumentellen

Blick auf sogenannte Human Resources, wobei solche Ressourcen nicht selten nach den Bedürfnissen der Organisation modelliert werden sollen. Das Bemühen, den Nutzen einer bestimmten Gruppe für den Betrieb zu formulieren, führt hier zudem häufig zu essentialisierenden und festlegenden Betrachtungsweisen (vgl. Kirton/Greene 2005). Bei Sozialer Arbeit geht es dagegen darum, die Organisation unter Berücksichtigung der Fähigkeiten und Bedürfnisse der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nach den Bedürfnissen der KlientInnen zu modellieren (vgl. Schröder 2006, S. 63).

Managing Diversity im Bildungs- und Sozialbereich zielt auf den bewussten Umgang mit sozialer Heterogenität, wobei einerseits ‚Heterogenität als Normalfall‘ betrachtet und andererseits einseitigen Zuschreibungen, Festlegungen und Benachteiligungen entlang verschiedener Differenzlinien (soziale Herkunft, Familiensprache, Religion, Geschlecht, körperliche Behinderung, sexuelle Orientierung, etc.) gezielt entgegen gearbeitet wird.¹² Gerade die integrierte Thematisierung von verschiedenen Differenzlinien macht Sinn und beugt Einseitigkeiten und vereinheitlichenden Konzepten vor, haben doch alle Menschen an unterschiedlichen Schnittpunkten auf unterschiedliche Weise mit solchen gesellschaftlich gewordenen (also auch veränderbaren) Differenzlinien zu tun.

Was das konkret für die Einstellung und Aufgabenzuweisung von Professionellen mit Migrationshintergrund heißen könnte, soll hier vor dem Hintergrund der Transkulturalitätsdebatte exploriert werden.

Das Dilemma, einerseits Eingewanderte verstärkt in der Personalpolitik zu berücksichtigen und andererseits Ethnisierungen zu vermeiden, ist ein Thema, das von aktiven Eingewanderten und Professionellen mit Migrationshintergrund in ganz Europa reflektiert wird, wie zum Beispiel Auswertungen von Interviews gesellschaftlich aktiver Eingewanderter im Rahmen des Projekts POLITIS zeigen (www.uni-oldenburg.de/politis-europe). Wir lasen hier eine in Peru geborene Gewerkschaftsaktivistin zu Wort kommen, die juristisch ausgebildet ist und in Italien in der Migrationssozialarbeit tätig war. Sie setzt sich in ihrem Interview besonders kritisch und ausführlich mit dem Thema auseinander. So beklagt sie sich über die Tendenz ihrer italienischen Stadt, Ethnizität an sich als Kompetenz zu betrachten. Warum hat sie sich selbst so sehr für ihre Ausbildung und Professionalität angestrengt, wenn es in Italien niemand von ihr verlangt, weil es ausreicht, eine „Ausländerin“ zu sein? Eingewanderte aus immer mehr Ländern wurden mit immer kleiner gestückelten Verträgen eingestellt, um all den verschiedenen Gruppen Anlaufpunkte zu gewähren:

„Was am Ende passierte, erscheint mir als starke Einschränkung. Etwas, das für alle da sein sollte, musste ich am Ende nur für Lateinamerikaner anbieten und nur auf Spanisch erklären. Das ist keine faire Arbeitsteil-

12 Zum Begriff Differenzlinie siehe Leiprecht/Lutz 2006, S. 219.

lung. Ich denke, dass du manchmal deine Sprachkenntnisse nutzen kannst, und mit einigen Klienten kannst du auch deine Identität nutzen, weil es da ein kulturelles Problem gibt, aber das sind doch Einzelfälle. Man kann einen allgemeinen Dienst doch nicht so anbieten, dass immer eine Person eine andere Person mit dem eigenen Hintergrund berät, ein Chinese für Chinesen, ein Jugoslawe für Jugoslawen, das ist doch noch diskriminierender. (...) Im Gegenteil sind andere Qualifikationen gefragt. Dass jemand großartiges Kommunikationstalent hat, reflektiert und aufmerksam ist, besser kommunizieren kann, nicht wegen eines ausländischen Hintergrunds. (...) Ein sensibler Italiener oder eine Italienerin könnte das auch.“¹³

Sie spricht das Dilemma der Einstellung von Eingewanderten in Diensten der Sozialen Arbeit klar an: Einerseits bringen sie durch ihren Hintergrund und durch ihre biographischen Erfahrungen Sprachkenntnisse und kulturelle Kenntnisse des Herkunftslandes mit, genauso wie Migrationserfahrungen, Erfahrungen im Umgang mit den Ausländerbehörden, stereotypisierende Zuschreibungs- und Ausgrenzungserfahrungen usw. Auch die Söhne und Töchter von Eingewanderten können (oder müssen) teilweise auf solche Erfahrungen in ihren Familien zurückgreifen, oder sie werden von einem Teil der Klientel antizipiert. In diesem Zusammenhang haben Menschen mit Migrationshintergrund auch den Vorteil, dass ein Teil der Klientel u.U. eher bereit ist, ihnen zu vertrauen. Andererseits sind Fachqualifikationen der Sozialen Arbeit und Interkulturelle Kompetenzen unverzichtbar.¹⁴

An einem fiktiven und idealisierten Beispiel, das von konkreten Regelungsstrukturen in unterschiedlichen Gemeinden abstrahiert – also gewissermaßen anhand einer Realutopie, die allerdings zugegebenermaßen nur einen Ausschnitt möglicher Diversität erfasst – soll verdeutlicht werden, was Transkulturalität in der Organisationsentwicklung und Personalpolitik eines öffentlichen Sozialdienstes bedeuten könnte:

Eine 16-jährige Französin mit Drogenproblemen wendet sich, begleitet von ihrem deutschen Freund, an den Dienst und wird zunächst an eine deutsche Mitarbeiterin ohne Migrationshintergrund verwiesen, die fachlich im Jugendhilfebereich spezialisiert ist. Die Mitarbeiterin kommt zu der Auffassung, dass die junge Frau eine Drogentherapie in Deutschland machen möchte. Für den Drogenbereich ist ein Kollege mit türkischem Migrationshintergrund zuständig. Die Mitarbeiterin kann zudem unbürokratisch einen

13 Auszug aus dem POLITIS-Interview Nr. 99. Wir danken Dorys Contreras, die das Interview in Italienisch durchgeführt und ins Englische übersetzt und kommentiert hat. Das Zitat haben wir wiederum aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt.

14 Darüber hinaus ist eine an Herkunftsländern oder Sprachräumen orientierte Zuordnung von Verantwortlichkeiten auch organisatorisch in der Regel ungeeignet, weil dies bei begrenzten Personalmitteln entweder eine Zersplitterung in Minijobs oder eine Ausgrenzung kleinerer Gruppen von Eingewanderten mit sich bringt.

aus Kamerun kommenden Mitarbeiter zu Hilfe ziehen, der in einem auf Französisch geführten Gespräch mit der Jugendlichen klärt, ob die Problematik richtig verstanden wurde. Dieser begleitet sie zu dem Drogenberater, wobei er das Anliegen der Jugendlichen dem Drogenberater erklärt und die Jugendliche darüber aufklärt, dass dieser Mitarbeiter mit ihr am besten die verschiedenen Therapiemöglichkeiten erörtern kann. Er empfiehlt entweder die Einschaltung eines professionellen Dolmetschers für die weitere Klärung oder gewinnt den Eindruck, dass mit Hilfe des Freundes eine weitere vernünftige Beratung möglich ist.

Alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in diesem Dienst sprechen als Arbeitssprache gut – wenn auch nicht unbedingt akzent- oder dialektfrei – deutsch, sind interkulturell kompetent, leben die Wertschätzung transkultureller Orientierungen in der eigenen Arbeit vor und vermitteln sie an die Klientel. Spezielle Sprachkompetenzen, Fachkompetenzen und vor dem Hintergrund dieser Fachkompetenzen reflektierte biographische Erfahrungen, die sich überlappen und ergänzen, strukturieren die Arbeit. In den Arbeitsbeschreibungen und Aufgabenzuweisungen sind die Leistungen für andere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter berücksichtigt, sodass die Hilfe im Kollegenkreis nicht als Zusatzaufgabe, sondern als integraler Bestandteil der eigenen Arbeit betrachtet wird. Die deutsche Mitarbeiterin aus dem Jugendhilfebereich hat z.B. hervorragende Russischkenntnisse und hätte den Mitarbeiter mit kameruner Migrationshintergrund, der hauptsächlich mit dem Wohn- und Obdachlosigkeitsbereich befasst ist, in ähnlicher Weise unterstützt, wenn er im Rahmen seiner Tätigkeit mit russischsprachigen KlientInnen zu tun gehabt hätte.

Als Team strahlt der Sozialdienst Transkulturalität aus und vermittelt dieses Bild auch durch eine Website und einen Aushang im Eingangsbereich nach außen, in dem alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit Fotos, Kompetenzbereichen und Sprachfähigkeiten dargestellt sind. Dadurch wird vermieden, dass potentielle KlientInnen den Dienst mit der eher restriktiv ausgerichteten Migrationspolitik der Gemeinde identifizieren, was bei einem ausschließlich mit Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft besetzten Dienst passieren könnte, oder dass sie eine auf bestimmte Länder bezogene Spezialberatung erwarten, was nur für die Mehrheitsgesellschaft und die größten Zuwanderergruppen leistbar wäre.

Eine bestimmte Zugangsbarriere kann mit einem derart transkulturell ausgerichteten Dienst nicht überbrückt werden: Es gibt potentielle KlientInnen, die aufgrund ihrer rassistischen Einstellungen Schwierigkeiten hätten, z.B. einem aus Kamerun stammenden Professionellen mit schwarzer Hautfarbe ihre Wohnungsprobleme zu offenbaren.

Ergänzt werden könnte ein solcher allgemeiner Dienst durch niedrigschwellige Beratungsangebote zum Beispiel in bi- oder monokulturellen Einwandererorganisationen, die durch Ausbildung und Zuschüsse unterstützt wer-

den. Hier könnte einer Klientel, die aufgrund einer eigenen eher monokulturell ausgerichteten Orientierung keinen Zugang zum allgemeinen Dienst findet, geholfen werden. Die Beratung dort kann dann eine Scharnierfunktion erfüllen. Bei einer Beratung großer Minderheiten könnte das z.B. zu einer Finanzierung von Stellen für Professionelle mit türkischem Migrationshintergrund in türkischen Einwandererorganisationen führen, während es für kleinere Minderheiten bedeuten könnte, dass wöchentliche Sprechstunden durch Ehrenamtliche mit einer Aufwandsentschädigung unterstützt werden.

6. Schluss

Selbst wenn man von der Nützlichkeit von Begriffen wie Transnationalität und Transkulturalität nicht überzeugt ist, sollte doch deutlich geworden sein, dass die Thematik, die hiermit gefasst werden soll, in die Theorie, Forschung und Praxis Sozialer Arbeit Eingang finden muss. Hier stehen wir – trotz einiger viel versprechender Publikationen – erst am Anfang. Ein Abschied von einseitigen Defizitperspektiven ist dringend geboten, eine grundlegende Orientierung vonnöten, die in der Lage ist, Mehrsprachigkeiten, Mehrfachidentitäten, Multiperspektivitäten, ‚Ortsoffenheiten‘ und länderübergreifende Netzwerke als Ressourcen wahrzunehmen, ohne dabei reale Bewältigungsprobleme in prekären Lebensverhältnissen, soziale Benachteiligungen und stereotype Zuschreibungsmuster aus dem Auge zu verlieren. Dabei muss deutlich sein, dass es mit Theorieentwicklung und Forschung allein nicht getan ist. Die größte Herausforderung liegt in der Veränderung der Praxis. Wissenschaftliche Diskurse können hier nur Anstöße liefern.

Literatur

- Auernheimer, G.: Einführung in die interkulturelle Pädagogik. Darmstadt ³2003.
- Badawia, T.: ‚Der Dritte Stuhl‘ – Eine Grounded Theory-Studie zum kreativen Umgang bildungserfolgreicher Immigrant*innen mit kultureller Differenz. Frankfurt a.M. 2002.
- Böhnisch, L./Funk, H.: Soziale Arbeit und Geschlecht. Theoretische und praktische Orientierungen. Weinheim/München 2002.
- Bruter, M.: Citizens of Europe? The Emergence of a Mass European Identity. London 2005.
- Cyrus, N./Vogel, D.: Germany. Current Immigration Debates in Europe: A Publication of the European Migration Dialogue. Y. Schibel, J. Niessen and C. Thompson. Brussels, Migration Policy Group: http://www.migpolgroup.com/multiattachments/2971/DocumentName/EMD_Germany_2005.pdf.
- Dickopp, K.-H.: Begründung und Ziele einer interkulturellen Erziehung. Zur Konzeption einer transkulturellen Erziehung. In: Borelli, M./Hoff, G. (Hrsg.): Interkulturelle Pädagogik im internationalen Vergleich. Baltmannsweiler 1986, S. 37-48.

- Düvell, F./Vogel, D.: Polish Migrants: Tensions between Sociological Typologies and State Categories. Contemporary Polish Migration in Europe. Complex Patterns of Movement and Settlement. A. Triandafyllidou. Lewiston a.o. 2006, S. 267-289.
- Gaitanides, St.: Interkulturelle Öffnung der sozialen Dienste. In: neue praxis. Sonderheft 8. Hrsg. von Hans-Uwe Otto und Mark Schrödter. Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. 2006, S. 222-233.
- Glick Schiller, N./Basch, L./Blanc-Szanton, C.: Transnationalism: A New Analytic Framework for Understanding Migration. In: Glick Schiller, N./Basch, L./Blanc-Szanton, C. (eds.): Towards a Transnational Perspective on Migration. New York 1992, pp. 1-24.
- Göhlich, M. u.a.: Transkulturalität und Pädagogik. Thesen zur Einführung. In: Göhlich, M. u.a. (Hrsg.): Transkulturalität und Pädagogik. Interdisziplinäre Annäherungen an ein kulturwissenschaftliches Konzept und seine pädagogische Relevanz. Weinheim/München 2006, S. 7-29.
- Hall, S.: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hrsg. von Ulrich Mehlum, Dorothee Bohle, Joachim Gutsche, Matthias Oberg, Dominik Schrage. Hamburg 1994.
- Hamburger, F.: Erziehung in der Einwanderungsgesellschaft. In: Borelli, M. (Hrsg.): Interkulturelle Pädagogik – Positionen – Kontroversen – Perspektiven. Baltmannsweiler 1986, S. 142-157.
- Hamburger, F.: Konzept oder Konfusion? Anmerkungen zur Kulturalisierung der Sozialpädagogik. In: neue praxis. Sonderheft 8. Hrsg. von Hans-Uwe Otto und Mark Schrödter. Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. 2006, S. 178-191.
- Hinz-Rommel, W.: Interkulturelle Kompetenz. Ein neues Anforderungsprofil für die soziale Arbeit. Münster 1994.
- Hinz-Rommel, W.: Interkulturelle Öffnung als Innovation – Erfahrungen für die Praxis. In: Blätter der Wohlfahrtspflege 2000, Heft 7-8, S. 153-155.
- Hormel, U./Scherr, A.: Bildung für die Einwanderungsgesellschaft. Perspektiven der Auseinandersetzung mit struktureller, institutioneller und interaktioneller Diskriminierung. Wiesbaden 2004.
- Hunger, Th./Jeuthe, T.: Transnationalismus - zur Karriere eines Begriffs. Bericht zur Tagung ‚Transnationalisierung sozialer Ungleichheit‘ am 27./28. Januar 2006 in München. In: IMIS-Beiträge, Heft 28, Juni 2006. Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien. Osnabrück 2006, S. 79-83.
- Kalpaka, A.: Pädagogische Professionalität in der Kulturalisierungsfälle – Über den Umgang mit ‚Kultur‘ in Verhältnissen von Differenz und Dominanz. In: Leiprecht, R./Kerber, A. (Hrsg.): Schule in der Einwanderungsgesellschaft. Schwalbach i.T. 2006 (2. Auflage), S. 387-405.
- Kirton, G./Greene, A.M.: The Dynamics of Managing Diversity. A Critical Approach. Oxford/Burlington ²2005.
- Leiprecht, R.: Alltagsrassismus. Eine Untersuchung bei Jugendlichen in Deutschland und den Niederlanden. Münster 2001.
- Leiprecht, R.: Kulturalisierungen vermeiden – Zum Kulturbegriff Interkultureller Pädagogik. In: Britz, L./Farrokhzad, S./Roth, H.-J. (Hrsg.): Macht – Kultur – Bildung. Münster u.a. 2007. Veröffentlichung in Vorbereitung.
- Leiprecht, R./Lutz, H.: Intersektionalität im Klassenzimmer: Ethnizität, Klasse, Geschlecht. In: Leiprecht, R./Kerber, A. (Interdisziplinäres Zentrum für Bildung

- und Kommunikation in Migrationsprozessen) (Hrsg.): Schule in der Einwanderungsgesellschaft. Schwalbach im Taunus ²2006, S. 218-234.
- Lutz, H.: Der Privathaushalt als Weltmarkt für weibliche Arbeitskräfte. In: *Peripherie* 2005, Heft 97/98, S. 65-87.
- Mecheril, P.: Einführung in die Migrationspädagogik. Weinheim/Basel 2004.
- Otto, H.-U./Schrödter, M. Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Von der Assimilation zur Multikulturalität und zurück? In: *neue praxis*. Sonderheft 8. Hrsg. von Hans-Uwe Otto und Mark Schrödter. 2006, S. 1-18.
- Schöfthaler, T.: Multikulturelle und transkulturelle Erziehung – Zwei Wege zu kosmopolitischen kulturellen Identitäten. In: *Internationale Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 1984, Heft 30, S. 11-24.
- Schröer, H.: Vielfalt gestalten. Kann Soziale Arbeit von Diversity-Konzepten lernen? In: *Migration und Soziale Arbeit (iza)* 2006, Heft 1, S. 60-68.
- Simmel, G.: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Leipzig 1908.
- Steiner-Khamsi, G.: Transnationalität und kulturelle Staatsbürgerschaft. In: Auernheimer, G./Gstettner, P. (Hrsg.): *Jahrbuch für Pädagogik 1996. Pädagogik in multikulturellen Gesellschaften*. Frankfurt u.a. 1996, S. 263-284.
- Theilmann, S.: Lernen, Lehren, Macht. Zu Möglichkeitsräumen in der pädagogischen Arbeit mit unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen. Oldenburg 2005.
- Thole, W.: *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch*. Wiesbaden ²2005.
- Thomas, A.: Kultur und Kulturstandards. In: Thomas, A./Kinast, E.-U./Schroll-Machl, S. (Hrsg.): *Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation. Band 1: Grundlagen und Praxisfelder*. Göttingen 2003, S. 19-31.
- Vogel, D.: *Migration Policy. Immigration and Asylum. From 1900 to the Present*. M. Gibney and R. Hansen. Santa Barbara, Cal. a.o. 2005, S. 421-426.
- Vogel, D.: What does Europe mean to Third Country students in the European Union? An explorative essay analysis. POLITIS-Working Paper 4. University of Oldenburg 2006. <http://www.uni-oldenburg.de/politis-europe/16084.html>
- Welsch, W.: *Transkulturalität. Zur veränderten Verfassung heutiger Kulturen*. In: Schneider, I./Thomsen, Chr. W. (Hrsg.): *Hybridkultur. Medien – Netze – Künste*. Köln 1997, S. 67-90.
- Welsch, W.: *Netzdesign der Kulturen*. In: *Zeitschrift für Kulturaustausch – ZfK* 2002, Heft 1, S. 86-88.
- Wimmer, A./Glick Schiller, N.: *Methodological Nationalism, the Social Sciences, and the Study of Migration: An Essay in Historical Epistemology*. In: *International Migration Review* 2003, Bd. 37, Heft 3, S. 576-610.
- Wintle, M.: *Introduction: Cultural diversity and identity in Europe. Culture and Identity in Europe. Perceptions of Divergence and Unity in Past and Present*. Aldershot 1996, S. 1-7.
- Zirfas, J./Göhlich, M./Liebau, E.: *Transkulturalität und Pädagogik – Ergebnisse und Fragen*. In: Göhlich, M. u.a. (Hrsg.): *Transkulturalität und Pädagogik. Interdisziplinäre Annäherungen an ein kulturwissenschaftliches Konzept und seine pädagogische Relevanz*. Weinheim/München 2006, S. 185-194.